

Platz nehmen

von Katrin Heinau

Sehr geehrte Repräsentanz. Ich möchte mich vorstellen. Ich stelle mich vor. Und uns gleich dazu. Ich möchte uns vorstellen, uns, Jane und Mary, auf der Suche nach einem Job. Man könnte auch sagen, nach Arbeit, nach bezahlter Arbeit in Ihrer Firma, aber wir erschrecken uns selbst vor dieser Penetranz: Wo ist denn unser Arbeitsplatz?! Wir könnten Arbeit sagen, sollten aber nur von Job reden, eingedenk Vergänglichkeit, und während die Menschen in unsichtbare Häuser verschwinden, vor Bildschirme und hinter Jalousien, bitten wir Sie noch schnell um eine Tätigkeit unter Ihrem herumlaufenden Hauspersonal. Wir haben uns entschieden zu einem persönlichen Brief.

Ich möchte Ihnen etwas über unsere sogenannte Vita mitteilen, damit Sie wissen, wie wir wurden, was wir sind. Jane hatte für einige Jahre eine Stiefmutter, so nannte man das früher, aber diese Stiefmutter hat sie nur einmal gesehen, als sie kam, um ihr ein Kaffeeservice zu schenken. Das war das einzige, was diese Frau für Jane tat, und das Service ist heute noch bei uns in Benutzung. So gelingt es manchen Menschen, sich mit einem Schlag zu verewigen, im Geschirrschrank einer anderen Person. Ehrlich gesagt, obwohl Jane sagt, die Herkunft des Geschirrs sei nach so vielen Jahren in unserem Haus völlig bedeutungslos geworden, denke ich jeden Morgen an die Stiefmutter, das heißt, ich stelle mir Jane vor, wie sie das Service geschenkt bekommt und gleich sieht: ihr Vater kann es nicht ausgesucht haben. Große, wie handgemalte Blumen auf Keramik, ländlich wie großporige Haut, mit einem grünen Rand. Die Frau hatte den passenden pink-lila Lippenstift, erzählte mir Jane, den sie an dem grünen Rand einer Tasse hinterließ, nachdem sie mit Jane daraus Freundschaft getrunken hatte.

Freundschaft ist überhaupt das Schlüsselwort für Jane und mich. das heißt, wir gehen uns bei aller Abhängigkeit doch nicht zu sehr auf die Nerven. Unsere Tage in Bibliotheken und anderen öffent-lichen Gebäuden verleben wir immer zu zweit; das schützt uns vor Belästigung und beweist, dass wir zwei bildungshungrige junge Frauen sind.

Wo Frauen sind, ist Haus, könnte man denken. Ich möchte den Satz gerne umdrehen und sagen: Wo Häuser sind, da gehören Frauen hinein. Das erscheint auf den ersten Blick nicht logisch, und eben da liegt das Problem. Anders gesagt, es steht natürlich fest, dass Garderobieren nicht mehr gebraucht werden, denn schließlich gibt es Schließfächer, eine ganze Menge. Was soll da weiter sein, das Schließfach hat die Frau abgelöst wie der Tag die Nacht, ganz natürlich, so gesehen. Einige Frauen haben aber in den riesigen Gebäuden der öffentlichen Hand trotz (oder soll ich sagen wegen?) der Schließfächer Aufnahme gefunden, sie sind für die Jacken und Mäntel all derer da, denen beim Anblick der Schließfächer schlecht wird, die eine Art Allergie bekommen haben, und bevor sie in das Schließfach kotzen, kommen sie lieber zu uns.

Natürlich bin ich mir bewusst, dass die öffentliche Arbeit als Garderobiere nicht vonstatten gehen kann ohne eine gewisse Bildung, an der teilzuhaben Jane und ich seit Menschengedenken bestrebt sind. Immer noch kennt uns niemand in dieser Stadt, obwohl wir Tag für Tag an den Bibliotheksregalen kleben wie Honig. Die ungeheure Richtigkeit immer neuer wechselnder Erkenntnisse durchzuckt uns wie der Stromstoß vor dem End-gültigen. Wir kommen ja bei Ihnen überhaupt nur vor insofern als Garderobieren. Ich gehe also davon aus, dass Garderobieren existieren, weiterhin, auch wenn die derzeitigen Exemplare sterben müssen. Ich weiß nicht wie ich es sagen soll, aber eine Art Ruf ergeht aus dem Raum zwischen den Mänteln.

Wir bewerben uns hiermit als Garderobieren in Ihrem Hause, das kein öffentliches Haus ist, sondern ein firmeneigenes, soviel ist klar. Es ist mir sehr peinlich, aber da ich bisher nur das Öffentliche kenne, gehe ich – vielleicht völlig fälschlich – davon aus, dass es in Ihrem Haus, ob mit oder ohne Schließfächer, Garderobieren überhaupt gibt, ich meine, dass sie existieren, dass es sie begrün-det geben kann, auch wenn die letzte Garderobiere vielleicht gerade gestorben ist. Sehen Sie in dieser Bewerbung ein Zeichen meiner guten Gesinnung. Es geht ja nur um Hüte und Mäntel. Es geht nicht ums Rechthaben, beileibe nicht, meine Damen und Herren. Die Veranlassung Ihnen zu schreiben ist leicht zu verstehen. Wir sind zwei Frauen, und zur Zeit ohne Haus. Unsere Fähigkeiten bestehen vor allem im kreativen Herumstromern in der städtischen Architektur. Verwechseln Sie uns nicht mit der Frau überhaupt, denn wir sind

konkrete Benutzerinnen mit Benutzerausweis im Portemonnaie. Und wir geben uns die größte Mühe, keine Neu-erscheinung zu versäumen, auch wenn die Lektüre ständig unsere Kapazität überschreitet. Wir wollen im Grunde nichts anderes als für alle Eventualitäten des Lebens gerüstet sein. Die Bibliothek ist eine Art Poesiealbum für uns, und darin stehen lauter Sprüche für unser Leben. Denn wie sonst kann all das gemeint sein, was hier ausgestellt ist. Das Geheimnis der harmlosen Rücken weckt meine unbändige Lust. Vielleicht haben auch Sie einen Handapparat in Ihrer Firma, ich würde mich seiner gerne mit Anstand bemächtigen. Erlauben Sie, dass ich fortfahre, sehr geehrte Repräsentanz!

Wenn Sie sich einmal die Mühe machen, die Geschichte Ihrer Firma zu erforschen, so kommen Sie dabei in ein seltsames Licht. Wir sind uns schon einmal begegnet, aber das können Sie nicht wissen, das war gewissermaßen vor Ihrer Zeit und ich möchte Ihnen nähertreten unter anderem zum Zwecke der Recherche, wenn Sie nichts dagegen haben, ich sage das nur so – Recherche – ist ein schönes Wort und jeder weiß, was damit gemeint ist, außer mir, die es benutzt, jedenfalls gibt es vielleicht in Ihrem Keller eine Unterlage aus den Zeiten des Krieges und darauf steht etwas über jemanden und dieser ging verloren meiner Mutter oder mir oder mir und meiner Mutter und Großmutter zusammen unserer mütterlichen Linie ging jemand verloren ein geliebter Vater.

Unser Vater wurde nämlich ohne Verschonung in den letzten Krieg geschickt als dieser schon verloren war. Er war ein Buchhalter wie alle in unserer mütterlichen Linie, und bevor ich meine Arbeit verlor, habe auch ich diesen ordentlichen anständigen ehrbaren Beruf ausgeübt (jetzt betrachte ich mich als in der Fortbildung befindlich). Also vom Schreibtisch weg mit der Knarre an die Front, die schon mitten in der Stadt lag, wenige Meter vom Firmensitz entfernt und wenige Tage vor Ende des Krieges, und er wurde sofort erschossen.

Ich würde diese Bewerbung am liebsten singen, ohne irgendeinen Text, Sie würden mich nicht verstehen, natürlich, sondern nur lalala hören, aber eben im lalala läge der Beweis meiner Qualifikation, und ich beende diesen Brief schleunigst.

Mein Anliegen ist es, den Inhalt jener Aktentasche zu klären, die den Vater beim Schießen störte, denn um ein Gewehr zu halten, braucht es beide Hände, und wahrscheinlich waren die Waffen übriggeblieben, die der Vater Büchsen genannt hätte. Meine Mutter oder Großmutter hat den Vater später aus dem Schlamm gegraben. Sein Kopf hat auf ihrer Schaufel gelegen. Ich erzähle das nur wegen der Anschaulichkeit. Denn dann kam ein Repräsentant Ihrer Firma und verlangte von uns Geld, da war, schrie die Mutter oder Großmutter, der Vater noch nicht kalt, doch der Repräsentant bestand auf der Herausgabe der Aktentasche und die war natürlich weg und mit ihr einige tausend Mark, so hieß es jedenfalls. Das Geld habe unser Vater zur Bank bringen wollen nach dem Einsatz und daher bei sich gehabt als er starb, und meine Mutter oder Großmutter hätte folglich auf der Schaufel auch das Geld haben müssen. Nun hätte ich zwar vielleicht im Schlamm den Vater nicht erkannt, aber Geld kann niemand verwechseln und lässt es nicht liegen. Ein anderer hat es genommen, der vorüberging, und vielleicht hat ihn der sterbende Vater mit einem lautlosen Kopf-nicken dazu ermutigt. Dann aber stellte die Mutter oder Großmutter die Frage, warum der Vater das Geld mitnehmen sollte, wenn er doch wusste, er kommt nicht zurück, er war einer der mitdenkt, schrie sie, und es war klar, von dieser Front kommt keiner zurück und auch nicht mehr unterwegs an einer Bank vorbei!

Ich möchte nun in den Kellern die Belege einsehen, mit denen die Firmenfundamente unterlegt sind, es gibt sie wohl, daran habe ich keinen Zweifel, trotz Bagger und Baugruben von ungeheuerlicher Tiefe. Der Nachweis soll gelingen, dass die Mutter oder Großmutter recht hatte und der Vater einer war welcher mitdenkt, das heißt einer der der Firma kein Geld klaut, wenn doch klar ist, er stirbt sowieso und einem Toten raubt man alles vom Leibe. Oder dass ich recht habe, und er das Geld an sich nahm, obwohl er wusste, er kommt nicht wieder, aber vielleicht dachte er sich, komme ich später doch an der Bank vorbei, später, dann, unterwegs nach Hause.

Die Bauten der Repräsentanz sind imposant und vornehm. Eine Kunstsammlung gibt es auch, was mich nicht stört. Lediglich die Versicherungssummen sind wahrscheinlich bedenklich. Im Restaurant im Erdgeschoss kann man Stubenküken und Berglinsen essen, Geflügelleber im Pumpnickelmantel, Tafelspitzsülze. Okay. Ich kann der Repräsentanz mit gutem Gewissen mehrere Launen, Meinungen und Glaubensrichtungen anbieten, die ich alle durchlaufen und vertreten habe: Optimismus, Pessimismus, Nominalismus, Universalismus; Ruppigkeit,

evangelisches Christentum, Phänomenologie, Hand zur Mystik, Musikalität, Pragmatismus, Spinnenangst. Inzwischen sage ich mir: alles zu seiner Zeit am rechten Platz und auf Abruf. Man kann sich als Garderobiere nicht benehmen wie ein Oberkellner, noch unpassender ist allerdings irgendein religiöser Fundamentalismus für einen Pizzafahrer. Wenn wir beide eingestellt werden, Jane und ich, und zur gleichen Zeit und nebeneinander das gleiche tun können, nehmen wir die Arbeit sofort an.

Der Himmel hat sich geklärt, es regnet nicht mehr und die in den Firmen sitzenden Angestellten machen Mittagspause im Quartier. Jemand holt Austern fürs Büro, man kann sie auf der Straße kaufen, daneben singt ein Musiker im zugigen Durchgang That's why I go on walking. Aber das haben Sie ja wahrscheinlich selber gehört. Auch wir gehen mit den meisten Bibliotheksinsassen einmal täglich über den schmalen Steg hinter der Spielbank, und einmal pro Woche essen wir mit ihnen in der hofbräuhausartigen Gastronomie. Vom Bau geht niemand dort hinein, sie ziehen die Hälse ein vor Kälte und karren den Schutt beinahe in die Scheibe. Zwei Frauen aus der unterirdischen Parfümerie lutschen ein Eis, bei ihnen ist ewiger Sommer, sie sind den ganzen Tag in Nacht gehüllt und haben eine andere Körpertemperatur. Gleichaussehende Mütter schieben gleichaussehende Kinder in dunkelblauen Wägelchen. Gefährdete Personen warnen. Hilflose mitnehmen. Türen schließen. Löschversuch unternehmen!

Jane hat mir gestern von ihrem Streifzug durch die Stadtmitte etwas mitgebracht wie einen rettenden Gedanken: ein rotes Plastikbändchen von einer Ihrer Absperrungen. Jane sagte, solange die Firmengebäude noch nicht fertig sind, gibt es dort noch die Absperrungen und die Männer und Frauen die neben den Absperrungen sitzen und diese bewachen. Die einen Bauarbeiter von einem neugierigen Touristen unterscheiden können und es auf einem staubigen Klappstuhl aushalten, zwischen Schutthaufen und Kabelrollen und herzerweichendem Lärm. So einen Klappstuhlplatz – oder zwei davon – werden auch Sie für uns haben.

Und wenn am Ende alle Firmengebäude fertig sind? Dann werden die Regierungsgebäude gebaut.

Sehr geehrte Repräsentanz, an einem Tag wie diesem ist es in den Gebäuden einigermaßen ruhig. Draußen fällt der Regen in die Straßen und drinnen bewegt man sich gleitend wie ein höflicher Fisch. In riesigen Regenrinnen läuft das Wasser an unserem Gesichtskreis vorbei. Einen Platz bekommt man allerdings schon ab zehn Uhr nicht mehr, und wenn man einen hat, so gilt es, ihn mit Arbeit zu verteidigen. Man muss ein vollgültiges Zeichen hinterlassen, beschriebenes Papier, aufgeklappte Bücher, Stifte. Sonst belegt jemand anderes den Platz; dann muss man auf der Treppe sitzen oder in der verrauchten Cafeteria, muss herumlungern, ohne zu stören, oder im langandauernden Falle auf der anderen Seite der Benutzerausweisschranke bei den Zeitungsständern Asyl nehmen. Dort sitzen Ausländer bei ihren heimatlichen Blättern, blasse Männer um zwanzig verzehren Lunchpakete, Paare treffen sich zum Knutschen wie im Park, jemand trinkt verstoßen ein Bier. Eine halbe Stunde vor Schließung der Bibliothek packt einer mit Flecken auf der Kleidung seine Plastiktüten ein, um nicht der letzte zu sein, der geht.